

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 49 (1945-1946)
Heft: 7

Artikel: Lienhard und Gertrud : zu Heinrich Pestalozzis 200. Geburtstag 12. Januar 1946
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666424>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

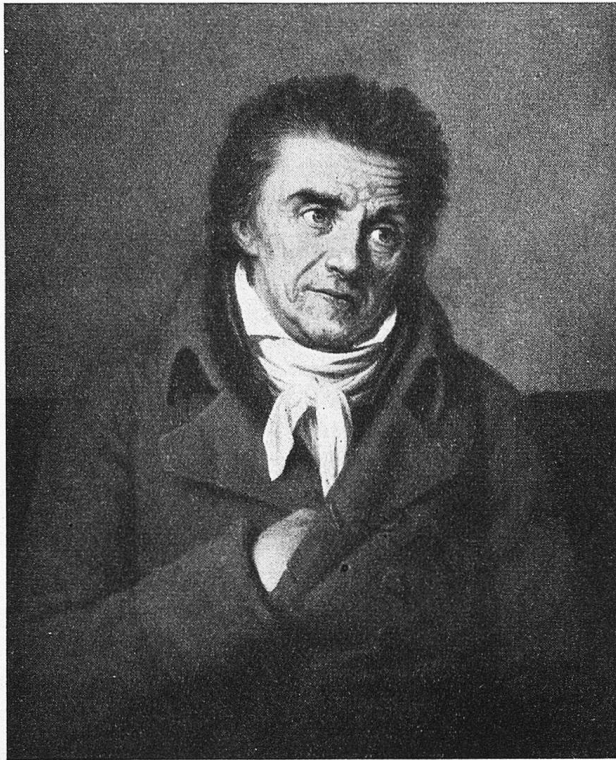
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 21.12.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Pestalozzi von G. A. Schöner

Am 12. Januar 1946 wird rings im Schwei-
zerland Heinrich Pestalozzis 200. Geburtstag
gefeiert. Pädagogische und gemeinnützige Ge-
sellschaften schließen sich zusammen zum Preis
des großen Menschenfreundes und zur Erinne-
rung an sein Lebenswerk, das seinesgleichen
sucht. Man bringt auf alle Weise der Jugend
die Gestalt des Armenfreundes vom Neuhof
nahe. Man schreibt Biographien und trägt die
Schriften Pestalozzis in neuen Ausgaben und
ausgewählten Stücken unters Volk. Wir leben
in einer Zeit, in der gerade sein Wort mehr als
je von Nöten ist.

Streit hat die Menschen und Länder ausein-
ander gerissen, Gewalt und Übermacht, Groß-
tun, und der ungesunde Wahn, Reich und Gut
mit allen Mitteln zu mehren, hat eine Weile
triumphiert und Menschenwürde mit Füßen ge-
treten. Kein Meer war mehr sicher und kein
Vogel in der Luft. Brand loderte auf, aus dem
Himmel stießen die Bomber. Haus und Heim
brachen zusammen, Menschen wurden durchein-
ander gewirbelt, Familien auseinander geris-
sen. Der Vater fiel irgendwo, die Mutter wurde
verschleppt. Die Kinder hungerten und schrien
nach ihren Eltern. Umsonst. Ihr Schreckensruf

Lienhard und Gertrud

ZU

HEINRICH PESTALOZZIS 200. GEBURTSTAG

12. JANUAR 1946

VON ERNST ESCHMANN

ist auch heute noch nicht verstummt; zu Tausen-
den sterben sie dahin, ohne Pflege, ohne Brot,
ohne Liebe.

Es ist, als ob das unglückselige Stans aus
der Revolutionszeit und dem Einbruch der Fran-
zosen sich zu einem Weltspital entwickelt hätte.
Damals war es Pestalozzi ein tief wühlender
Schmerz, sehen zu müssen, wie der nidwaldische
Flecken in Schutt und Asche fiel, wie Scharen
von Kindern zu Waisen geworden waren und
nicht mehr wußten, wo sie ein Obdach fanden.
Er sammelte die Ärmsten im Kloster Santa
Clara, pflegte sie, richtete sie auf und versuchte
ihnen einen notdürftigen Ersatz zu bieten für all
das, was sie durch Feuer, Gewalt und Schwert
verloren hatten. Ja er leistete noch mehr. Mit
unmenschlicher Kraft brachte er es fertig, noch
eine Schule einzurichten und dafür zu sorgen,
daß die Tage seiner Schützlinge gut genutzt
wurden mit Lesen, Rechnen und Schreiben.
Allerlei Kurzweil und Freude kam hinzu, daß
die verschüchterten Seelchen nicht ganz verküm-
merten und das Gefühl wieder in ihnen er-
wachte, irgendwo daheim zu sein, ein Fünkchen
Liebe zu finden.

Liebe! Das ist das große Wort im Leben

Heinrich Pestalozzi. Aber nicht nur das Wort. Es wirkte sich zu Taten aus, zu gottgefälligen Werken. Liebe, die an alle verschwendet wurde, an hoch und niedrig, Liebe, die Selbstverleugnung trieb und das Letzte zu verschenken bereit war, das ihm noch blieb. Liebe, die nicht fragte: wo gebe ich? Die auch Unwürdige bedachte. Liebe, die selbst in der Verzweiflung nicht versiegte und aus dem Nichts Funken des Wohltuns zu schlagen verstand. Von solcher Liebe war er erfüllt. Ein Vater für alle, die eines Rates bedurften, ein Schärfelein brauchten, auch wenn er selber Entbehrung litt.

Wo ist der Pestalozzi unserer Tage? Berge von Brot müßte er besitzen, ganze Städte voll Kleider und Medikamente, lange Fluchten von Spitälern und Wolkenkraker von amerikanischem Ausmaß, in denen die Obdachlosen aller Länder das Nötigste fänden, um ihr Leben fristen zu können.

Pestalozzi ist in unserer Heimat nicht ausgestorben.

Das rote Kreuz!

Nein, wir wollen nicht großtun. Aber das verwüstete Ausland nimmt dankbar entgegen, was wir ihm in langen und beschwerlichen Zügen zuführen.

Pestalozzi wäre auch dabei. Er würde helfen und trösten, die Nacht zum Tage machen und der Müdigkeit nicht achten, wenn sie ihn überwältigen wollte.

Sein Sinn, sein Wesen hat auch nach seinem Tode weitergewirkt. Die Blume des guten Willens ist aufgegangen. Preis und Ruhm, die er nie gesucht, kamen zu ihm. Sein Bild, sein gütiges Antlitz, schmückt unser Papiergeld. Seltsame Fügung des Schicksals! Er, der Verspottete, der so oft aller Mittel bar war, wandert heute durch die Geldtaschen Tausender, die Notens kursorieren, daß es raschelt auf den Pulken der Banken. Er selber mußte jeden Rappen zweimal drehen in den Hän-

den, ehe er ihn verausgabte. Und er gab ihn, den letzten, bis er zuletzt gar nichts mehr besaß.

Und weit über die Grenzen unseres Landes ist sein Ruf gedrungen. Über die Meere ist er getragen worden, in die entlegensten Erdteile. Wo der Name der Schweizer hingekommen ist, kennt man auch Pestalozzi.

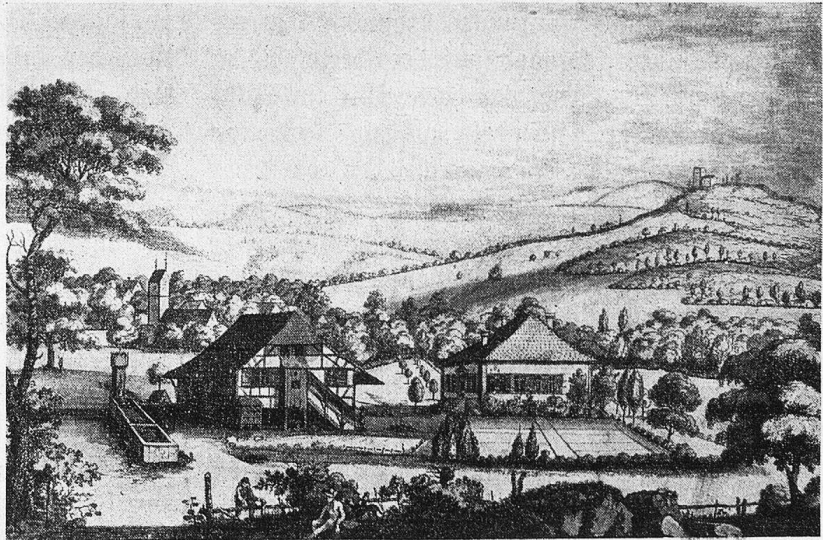
Eine unvergeßliche Reiseerinnerung: Wir zogen vor Jahren, an die hundertfünfzig Schweizer Lehrer und Professoren, nach Griechenland. Nach einem Aufenthalt von mehreren Tagen in Athen fuhren wir auf unserer „Ismene“ nach Korinth und wurden von jung und alt, besonders von der begeisterten Schuljugend mit Jubel empfangen. Fähnchen wurden geschwenkt. Als wir über die Schiffbrücke ans Land stiegen, was stand da zu unserm Empfang? Eine Büste Heinrich Pestalozzis auf hohem Postament, eine sinnvolle Huldigung der Griechen an die Schweizer Lehrer.

Pestalozzi wanderte durch die Welt.

Überall ist er noch lebendig.

Die Kraft seiner Persönlichkeit wirkt über 200 Jahre hinaus.

Pestalozzi wird auch unsere furchtbaren Zeiten überdauern. Solange Menschen heranwachsen und an Körper, Herz und gutem Willen gedeihen und sich entwickeln müssen, wird man seiner Rat schläge und Grundsätze gedenken, und man wird zum Volksbuch greifen, in dem mit fesselnder Natürlichkeit und Ungezwungenheit das Lebens-



Der Neuhof bei Birr

Zeitgenössischer Stich

Schicksal einer Familie entwickelt ist, in der eine Figur obenansteht, die in keiner Stube fehlen darf, wo Kinder sich tummeln: die Mutter! Sie ist die Seele der Familie, wie die Wohnstube die winzigste Keimzelle des Staates ist. Wenn hier ein guter Geist waltet, ist es um die Kinder, um die Zukunft gut bestellt. Hundert solche Stuben geben eine kleine Gemeinde. Aus diesen Gemeinwesen setzt sich der Staat zusammen. Und wohl ihm, wenn viele Gestalten wie Pestalozzis Gertrud umgehen und zum Rechten schauen.

Einer vorbildlichen Mutter ist hier ein Denkmal gesetzt, wie es nicht schöner errichtet werden könnte. Nicht nur ein Menschenfreund und Begleiter ist hier am Werk gewesen, ein Dichter hat es geschaffen. Er schöpfte aus dem Vollen, aus einer umfassenden Kenntnis des Volkes, leider auch aus einer Fülle trüber Erfahrungen. Denn im Dorfe Bonnal wohnen Menschen, die gefährlichen Leidenschaften verfallen sind, der Unwahrhaftigkeit, der Habgier, dem Hang zum Weine und der Klatschsucht, Kriecherei, Aberglauben und Gespensterfurcht. Ein harter Bogt treibt sein Unwesen und ein Höherer zeigt ihm den Meister. Das Schicksal einer ganzen Gemeinde wird aufgerollt und während eines Kirchenbaues kommen Lug und Trug an den Tag, daß ein recht denkender Mensch Mühe hat, Zeuge dieses Unwesens zu sein. Der Spiegel, den der Erzähler seinen Zeitgenossen vor Augen hält, schmeichelt nicht. Aber sie mußten ihn sehen und erkennen, auf welchem Irrweg sie begriffen waren. Die Beobachtungen und Erfahrungen brannten dem getreuen Schilderer so lang auf der Seele, bis er sie aus sich heraus geworfen hatte. Wie ein Wildwasser kamen sie gesprudelt, mühelos, wie von selber. Und als das Buch geschrieben war, war der Verfasser erstaunt über die Arbeit, die vollendet vor ihm lag, berichtet er doch: „Die Geschichte floß mir, ich weiß nicht wie, aus der Feder und entfaltete sich selbst, ohne daß ich den geringsten Plan davon im Kopfe hatte und auch nur einem solchen nachdachte. Das Buch stand in wenigen Wochen da, ohne daß ich eigentlich nur wußte, wie ich dazu gekommen.“

So schrieb oft auch Gotthelf. Beiden war es nicht nur darum zu tun, ihren Mitmenschen mit den Geschichten Unterhaltung und Kurzweil zu

schaffen. Sie sollten sich besser kennen lernen und sehen, wie manches im Argen lag. Nach Abhilfe, nach bessern Verhältnissen und reineren Gesinnungen schrie er. Immer wieder verließ der große Menschenfreund seinem Hauptgedanken neuen Ausdruck. Am deutlichsten schreibt der Zweiund-siebzigjährige in der „Rede an mein Haus“ anno 1818: „Das Heil der Wohnstube ist es, was dem Volk allein zu helfen vermag, und das erste, dessen Besorgen für dasselbe nottut.“ Und in Gotthelfs Schrift für das eidgenössische Freischießen des Jahres 1842 lesen wir die prägnanten, berühmten Worte: „Im Hause soll beginnen, was leuchten soll im Vaterlande.“ In „Christoph und Else“ umschrieb Pestalozzi schon 60 Jahre früher seine Überzeugung: „Wenn der Mensch als Sohn, als Vater, als Tochter und Mutter, als Bruder und Schwester recht und brav ist, so wird er allenthalben recht und gut sein. Ist er aber in seiner Wohnstube nicht brav, so wirfst du nie etwas Sicheres an ihm haben.“

In der Wohnstube aber ist es die Mutter, die den Ton angibt. Einen herrlichen Vergleich widmet als Künstler im zweiten Teil von „Lienhard und Gertrud“ Pestalozzi der Mutter: „So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis am Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkte keinen ihrer Schritte, und dein Ohr hört ihren Lauf nicht; aber bei ihrem Untergang weißt du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu wärmen, bis ihre Früchte reif sind. Leser, es ist viel, was ich sage, aber ich scheue mich nicht, es zu sagen: Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud, und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligtum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.“

Auch vor fünfzig Jahren, bei Anlaß des hundertundfünfzigsten Geburtstages Pestalozzis, wurde der große Erzieher und Menschenfreund gefeiert, und einer der besten Kenner des Weisen vom Reuhof, Prof. Otto Hunziker, beantwortete die Frage: Warum feiern wir Pestalozzi mit den schönen, heute noch gültigen Worten:

„Wir ehren in ihm den Lehrer des Volkes, der in ‚Lienhard und Gertrud‘ das heilige Recht und die heilige Pflicht der Familie und der Mutter, in der Erziehung grundlegend zu wirken, begei-

sternend den Herzen eingepägt und allen sozialen Bestrebungen mit den Worten die Bahn gewiesen: „es sei, wie wenn es nicht sein müsse, daß der Mensch durch die Mitmenschen versorgt werde; es versorge ihn niemand und könne ihn niemand versorgen, und das Beste, was man ihm tun könne, sei, daß man ihn lehre, es selber zu tun.“

Wir ehren in ihm den furchtlosen Vorkämpfer für Wahrheit und Recht, den beredten Anwalt gesicherter Rechtsstellung auch für den Geringsten im Land, den in den politischen Stürmen seiner Zeit erprobten, redlichen Vaterlandsfreund.

Wir ehren in ihm den philosophischen Denker, der aller Verkünstelung seiner Zeit gegenüber die Natur wieder in ihr Recht eingesetzt und warnend ausgesprochen „Früher oder später, aber immer gewiß wird sich die Natur an allem Tun der Menschen rächen, das wider sie selbst ist!“

Wir ehren in ihm den sittlich-religiösen Denker, der über allen Dogmatismus hinweg die Erfüllung der Pflichten der Erde als den Weg zum Himmel verkündet und die Menschen gelehrt hat: Gott ist für die Menschen nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Mit Bildern und Worten lehrt kein Mensch den andern Gott kennen. Aber wenn du dem Armen hilfst, daß er wie ein Mensch leben kann, und wenn du das Waislein erziehst, das ist, wie wenn es einen Vater hätte, so lehrt du es den Vater im Himmel kennen, der dein Herz also gebildet, daß du es erziehen mußt.“

Wir ehren in ihm den Pädagogen, der allen Unterricht an den Gang der Natur gebunden, der der Schule die Pflicht erziehender Menschenbildungen in die Erinnerung zurückgerufen und das Narrenholz aus ihr verbannt hat, der ihr die Aufgabe stellte, fürs Leben zu bilden und nicht für totes Wissen, der sie zum Organ allgemeiner Menschenbildung ohne Unterschied der Stände gemacht, und der, wie er dadurch der



Pestalozzi auf den Trümmern zu Stans

Vater der allgemeinen Volksschule geworden, insbesondere auch die Fürsorge für die leiblich und geistig zurückstehenden und verwahrlosten Kinder als ein Gebot der Menschlichkeit der Menschheit ans Herz gelegt hat.

Wir ehren aber in Pestalozzi vor allem aus den Menschen, in welchem das rein Menschliche durch die Not seines zertretenen Daseins zu voller Läuterung gelangte, der mit grauen Haaren noch ein Kind war, menschlich liebte, zürnte und wieder vergab, menschlich irrte und wieder sich aufrichtete, fröhlich war mit den Fröhlichen und trauerte mit den Trauernden, der aber auch mit grauen Haaren noch sich nicht zu alt fühlte, der Menschheit von unten auf zu dienen, der es nicht zu gering achtete, mit armen Kindern als ein Bettler zu leben, um sie wie Menschen leben zu machen, der in der Reinheit seines kindlichen Sinnes die Menschen an die Menschen wieder glauben lehrte, wie er selbst diesen Glauben auch im Zusammenbruch seiner äußern Unternehmungen nie verlor, und der darum an sich selbst verwirklicht hat, was er in seinem Briefe an den Minister Stapfer bekannte: Die Liebe hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut.“

Was würde Pestalozzi sagen zur heutigen Zeit? Sein Herz würde bluten ob des Elendes,

ob des Unglückes, den der letzte Krieg über die Erde gebracht hat. Er würd es nicht für möglich halten, daß die Menschheit in unserm so fortschrittlichen Jahrhundert so weit und tief zurückgefallen ist, daß Grausamkeiten verübt wurden, die alles Maß übersteigen, daß die großartigsten Erfindungen zur furchtbarsten Geißel der Völker geworden sind, daß Liebe verstummte, Macht und Gewalt triumphierten, jeder immer mehr an sich selber dachte und alle guten Regungen verkümmerten.

Pestalozzi wäre aufs stärkste getroffen. Aber verzweifeln würde er nicht, wie er selber bei den furchtbarsten Enttäuschungen nie sich hat völlig niederschmettern lassen. Er würde nicht zu viel Zeit mit Klagen und Vorwürfen verlieren. Hand würde er anlegen, wo Not ist, von Haus zu Haus würde er ziehen und neuen Glauben zu pflanzen suchen. Nicht lange würde er nach den Schuldigen und Schuldigsten fahnden, denn als einer, der den hintersten Winkel seines eigenen Herzens kennt, hat er in weiser Ergründung alles menschlichen Wesens entdeckt: Wir sind alle Sünder, und es steht allen wohl an, über uns selbst strenger als über unsern Nächsten und Nebenmenschen zu richten.

Wir leben in schlimmen Zeiten. Wohl sind die Waffen zur Ruhe gekommen. Die Warnrufe zwingen uns nicht mehr hinunter in die Keller. Aber die Erde ist noch voll des Blutes, und Not und Kummer gehen um als düstere Geister, auch

bei uns, die wir von der Hölle des Krieges verschont blieben.

Wie feiern wir heute Pestalozzi? Wie danken wir ihm?

Am wirksamsten ohne große Reden und festliche Versammlungen. Aber mit Taten im Sinn und Geiste des Verewigten. Indem du, wenn es dir möglich ist, eines der verwaisten Kinder aus dem Ausland für Wochen oder Monate zu dir nimmst, in dein Haus, an deinen Tisch, indem du versuchst, die grauenvollen Erlebnisse, die es im Traume noch quälen, in den Hintergrund zu drängen. Pflanze ihm Freude und schenke ihm einen neuen Glauben, daß es spürt: es ist noch nicht alles verloren. Noch sind Wohlwollen und Liebe in der Welt. Sie stehen auf und rühren sich neu. Sie kommen, Wunden zu lindern, Lichter in die Dunkelheit zu tragen wie ein Henry Dunant über die Schlachtfelder Oberitaliens gegangen ist, getröstet und milde Gaben verteilt hat.

Das ist wirksamer, lebendiger Pestalozzigeist.

Und wir dürfen uns freuen: noch ist er da, noch blüht er auf an hundert, an tausend Orten, die nicht jedermann kennt. Aber er trägt Früchte und hilft eine neue Welt aufrichten, die uns eine bessere Zukunft verspricht.

P.S. Das Volksbuch: Lienhard und Gertrud ist in einer neuen, wohlfeilen Ausgabe erschienen beim Zürcher Verein Gute Schriften, Wolfbachstr.

Die Bilder wurden uns in dankenswerter Weise vom Pestalozzianum zur Verfügung gestellt.

Das Pestalozzibildnis von G. A. Schöner liegt in einem prächtigen neunfarbigen Wolfbergdruck vor. Das Pestalozzianum liefert es für Lehrer, Schulen und Heime zum erstaunlich billigen Preise von 3 Franken, partienweise noch billiger. Im Handel 5 Franken.

Drei Kapitel aus: Lienhard und Gertrud

Zieht den Hut ab, Kinder! Es folgt ein Sterbbett.

Der Hübelrudi saß eben bei seinen vier Kindern. Vor drei Monaten war ihm seine Frau gestorben, und jetzt lag seine Mutter sterbend auf einem Strohsack und sagte zu Rudi: „Suche mir doch etwas Laub in meine Decke! Ich friere.“

„O Mutter! Sobald das Feuer im Ofen verloschen sein wird, will ich gehen.“

Die Mutter: „Hast du auch noch Holz, Rudi? Ich denke wohl, nein; du kannst nicht in den

Wald von mir und den Kindern weg. O Rudi, ach, ich bin dir zur Last!“

Rudi: „O Mutter, Mutter, sag doch das nicht, du bist mir nicht zur Last! Mein Gott, mein Gott, könnte ich dir nur auch, was du nötig hast, geben! Du dürstest, du hungerst und klagst nicht. Das geht mir ans Herz, Mutter!“

Die Mutter: „Gräme dich nicht, Rudi! Meine Schmerzen sind gottlob nicht groß, und Gott wird bald helfen, und mein Segen wird dir lohnen, was du mir tust.“